

Ein herrlicher Beruf für die Seele

Gerd Lohmeyer ist Luisenburg-Stammspieler. Dieses Jahr gibt er wieder den Oberpfälzer Knecht Wenzel. Auch im Familienstück wirkt der jung gebliebene 70-Jährige mit.

Von Andrea Herdegen

Wunsiedel – Skurrile Figuren mag er einfach. „Die verstehe ich am besten“, sagt Gerd Lohmeyer. Daher verkörpert er sie auch so gerne. Solche wie den Wenzel. Mit dem Monolog des hintergründigen Sonderlings begeisterte Lohmeyer 2012 beim LuisenburgXtra „Cherubim“ im Hof des Fichtelgebirgsmuseums. Nun ist Wenzel wieder zurück: Im Stück „Es gibt keine Sünde im Süden des Herzens“ zieht der alte Knecht ins Altenheim – und auch dort warten lauter skurrile Figuren.

Gerade 156 Zentimeter ist der Münchner Schauspieler groß. Wegen seiner kleinen Statur wird der Luisenburg-Stammspieler häufig für die komischen Rollen besetzt. Das ist für ihn in Ordnung, aber er mag auch die andere Seite. „Es gibt zwei Arten von Regisseuren: Die einen wollen, dass ich in zehn Minuten auf dem

„Ich habe das Gefühl, der Fritsch hat ihr die Rolle der Turtel auf den Leib geschrieben.“

Gerd Lohmeyer, der Mime

Tisch stehe, die anderen nicht“, frotzelt er. Mit Regisseur Wolfgang Groppe hat er in München gern zusammengearbeitet, denn „der hat mir immer die seriösen Figuren gegeben“. Kleists Dorfrichter Adam hat er genauso gespielt wie Shakespeares Richard III. In vielen Fernsehserien war Gerd Lohmeyer zu sehen: Aus „Café Meineid“, „Weißblaue Geschichten“, „Rosenheim-Cops“ und „Dahoam is Dahoam“ ist er einem großen Publikum bekannt.

Nun freut sich der 70-Jährige wieder auf die Rolle des Wenzel bei den Luisenburg-Festspielen. „Einfach fabelhaft ist diese Gestalt, die so wundervoll denkt und so einzigartig erzählen kann – in einer eigenen Sprache.“ Der Waldsassener Autor Werner Fritsch habe sich das assoziative



Gerd Lohmeyer spielt im LuisenburgXtra wieder den Wenzel: „Mir sind beim Proben immerzu die Tränen runtergelaufen, so anrührend ist das Stück.“

Foto: ah

Denken des Wenzel zu Eigen gemacht. Wenzel Heindl war Knecht auf dem Hof der Eltern von Werner Fritsch; der etwas sonderbare Mann kümmerte sich um den Buben.

„Anfangs habe ich Fritschs Sprache nicht verstanden, habe mir beim Lesen schwergetan“, sagt der Schauspieler. „Ich habe ein Dreivierteljahr daran gearbeitet, um ihn zu entschlüsseln.“ Inzwischen schätze er die Werke des Oberpfälzer Autors ganz außerordentlich. Zur Vorbereitung von „Cherubim“ war Gerd Lohmeyer zusammen mit der Regisseurin Steffi Baier in der Oberpfalz unterwegs, unter anderem bei der Familie von Werner Fritsch in der Hendlmühle. „Dort habe ich mich

an den Wenzel herangepircht: In jedem Raum habe ich mich durch Zufall immer auf den Platz vom Wenzel gesetzt“, sagt er. Lebhaft unterstreicht Lohmeyer seine Worte mit Gesten. Als er sich in den Schopf fasst, stehen seine Haare wild nach oben.

„Es gibt keine Sünde im Süden des Herzens“ sieht Lohmeyer als eine Art Fortsetzung von „Cherubim“. „Aber wir gehen freier mit der Sprache um, diesmal wird das Oberpfälzisch nur angetippt.“ Seine Spielpartnerin Billie Zöckler kennt er seit über 30 Jahren aus der freien Theaterszene in München. „Ich habe das Gefühl, der Fritsch hat ihr die Rolle der Turtel auf den Leib geschrieben.“ Im neuen

Stück seien alle Gemütshöhen und -tiefen vorhanden, „aber die Freude überwiegt“. Lohmeyer schwärmt vom wundervollen Schluss: „Ich wollte den Fritsch schon auf eine Rolle Küchentücher verklagen. Mir sind beim Proben immerzu die Tränen runtergelaufen, so anrührend ist das Stück.“

Gerd Lohmeyer liebt seinen Beruf, das ist im Gespräch ganz deutlich zu spüren. Obwohl er seit fünf Jahren das Rentenalter erreicht hat, möchte er nicht kürzertreten. „Ruhestand wäre für mich tödlich, glaube ich“, sagt er, und seine ganz spezielle Art von Selbstironie blitzt auf. Mit Wanderungen im Fichtelgebirge hält er sich in der Festspielzeit fit. „Es gibt

im Umkreis keinen Berg, auf dem ich noch nicht war.“ Ein Klacks für den Münchner, der vor zwei Jahren erst zu Fuß die Alpen überquert hat.

Lohmeyers Terminkalender ist voll bis Ende Februar, Urlaub kennt er sowieso nicht. Er hat sich vorgenommen, Thomas Bernhards „Weltverbesserer“ und mindestens eine Beckett-Rolle noch mal zu spielen. Seine Theaterneugier ist längst noch nicht gestillt, deshalb steht er in dieser Saison auch im Familienstück „Der kleine Wikinger“ auf der Luisenburg-Bühne. Er spielt den demontierten Leif Erikson, den Großvater des Titelhelden Aaki.

„Es gibt im Umkreis keinen Berg, auf dem ich noch nicht war.“

Gerd Lohmeyer, der Wanderer

Jungen Leuten würde er zum Schauspielerberuf raten – unter der Voraussetzung, dass sie „genug Feuer und Begabung haben“. Natürlich gebe es auch Frustration, weil so viel Konkurrenz um eine Rolle buhlt. Aber: „Es ist ein herrlicher Beruf für die Seele.“

Premiere heute im Hof des Fichtelgebirgsmuseums. Weitere Vorstellungen am morgigen Samstag sowie am 30. Juli, am 1. und am 8. August. Beginn: jeweils um 20 Uhr

Aus Bodensicht

Mit 27 Jahren fand Werner Fritsch so etwas wie eine eigene Sprache – die des Knechts Wenzel. Der hatte die große Welt in Form zweier Weltkriege erlitten, hatte Frau und Kinder besessen und verloren und behielt doch einen festen Halt in seiner von Arbeit, Natur, Wetter geregelten kleinen Welt. Dem Autor, der 1960 in Waldsassen zur Welt kam, hat Wenzel sein Leben erzählt, eine Biografie sozusagen aus Bodensicht. Ein achtzigjähriger Analphabet berichtete da mit ergreifender poetischer Kraft: Seine teils naiven, teils weise gläubigen Weltbilder erhalten visionäre Eindringlichkeit. Zumindest in der schriftdeutschen Umsetzung, die Fritsch dafür fand: In seinem Debütroman „Cherubim“ (Suhrkamp-Verlag, 1987) finden sie zwischen oral poetry und lyrischer Prosa eine Balance. *thu*